

Röte dich, junger Tag . . .

Röte dich, junger Tag!
Röte dich in den aufbrennenden Gluten,
die schöpfungstark
dampfende Erde und singendes Meer
mit strahlender Liebe übersfluten.
Durchflamme die Welt.
Schmiede der Menschheit sonnige Stunden.
Lobe dem Tod
steghaft ins irre, gierige Antlitz.
Erhebe die Seelen; heile die Wunden.

Was ist dir Saß?
Was dir Zorn? Ein blindes, tönendes Erz.
Du nimmst alles,
alles, alles in deine weiten Arme,
an dein großes, leuchtendes Herz.

Ernst Breysang.

Pfingsthochzeit.

Skizze von Pan.

Der Dietrich Ortmann war ein heimlicher Poet. Schon damals,
als er noch im blauen Kittel am Schraubstock in der Maschinen-
fabrik stand und das Lied von der Heile schrieb. Andere sagen
vielleicht: die Heile freischt oder quiekt, versiehet das Gesicht und
halten sich die Ohren zu. Aber Dietrich hatte wohl besondere
Ehren, und darum sagte er: die Heile singt. Ja, ein ganzes Lied
hörte er heraus: von emsigen, schaffenden Kräften, die Wunder-
dinge hervorbringen und dies Leben reich und interessant machen.
Als er achtzehn Jahre alt war, schrieb er in sein Tagebuch: „Wenn
ich einmal Hochzeit mache, soll es zu Pfingsten auf einer Wiese am
Waldrand sein oder in einem Garten, wo blühende Obstbäume
stehen. Mein Mädchen soll keinen Schleier und keinen Myrtenkranz
tragen, sondern nur einige Blumen im Haar, und große, freie
Freude soll in unseren Herzen sein. Wir wollen ganz eins sein
mit der Natur und uns als ein paar Blüten fühlen. Denn ich
glaube nicht, daß wir Menschen etwas anderes sind, als winzige
Teile der großen, weltumsfassenden Natur. Wir keimen, blühen,
reifen, verdorren . . .“

Als seiner Mutter das Tagebuch einmal in die Hände geriet,
schüttelte sie den Kopf und sagte: „Was schreibst Du da für Un-
sinn zusammen, Junge! Rimm Dich lieber zusammen, daß Du
etwas wirkst!“

Dietrich erröte darüber und verschloß fernerhin das Tagebuch
und seine anderen Manuskripte, die nach Feierabend emsigen
waren und doch den Hauch der Werkstatt trugen oder nach Wald,
Feld und Wiesen dufteten.

Er lernte zeichnen und kam in das Konstruktionsbureau der
Maschinenfabrik, wo er in der Regel still vor dem Reißbrett sitzen
und einfache Maschinenteile zeichnen mußte.

Das behagte ihm nicht; er hätte viel lieber die Heile singen
lassen. Das Krochen der Federn sagte ihm nichts.

Dietrich suchte nach einem Ausweg, wollte aber die Mutter nicht
betrüben, indem er seine „Karrriere“ im Stich ließ.

Dann kam der große Krieg, den er zunächst mit sehr roman-
tischen Augen ansah. Außerdem erblickte er in ihm das Mittel, das
ihm vom Feindtisch befreien konnte. Er meldete sich als Frei-
williger.

Wenige Monate später befand er sich an der Front.

Sein Tagebuch hatte er zu Hause gelassen, sonst hätte er
mancherlei zu schreiben gewußt. So schrieb er es auf und notierte
nur auf einem Zettel: „Der Krieg ist eine ungeheure Maschine,
die Menschen tötet und verflümmelt. Ob wir wirklich so zur Natur
gehören, wie ein Baum, eine Blume oder Blüte? Ich zweifle fast,
weil ich gar so viele Leide, die weder zur Blüte noch Reife gelangen.
Gewalttätige Vernichtung ist wohl überall. Aber der Mensch hat sie
zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß er einen besonderen
Platz in der Naturgeschichte verdient.“

Die Erweckung der Maria Carmen.

Von Ludwig Brinkmann.

Mit diesem Ergebnis sind Stuart und ich heute wieder
nach einer Kreuz- und Querfahrt von fast einer Woche zurück-
gekehrt. Die Ruhe und die angenehme Kühle unseres Hauses
mit den mächtigen Steinwänden, ja die Bequemlichkeit, die
verwöhnten Ansprüchen allerdings etwas fraglich erscheinen
konnte, hat etwas Verlockendes nach den Strapazen des
Wanderlebens. Und Wards Küche mündet herrlich!

Aus all diesem Glück wollen wir nun diese beiden Gra-
mamen hinaustreiben! Wollen wir, den Empfindlichsten, den
Kultiviertesten von uns dreien, in die Wildnis stoßen!

Das habe ich meinem Garten, oder genauer dem Projekte
meines Gartens zu verdanken! Man hält mich für ein land-
wirtschaftliches, fortwirtschaftliches Genie. Meine geologischen
Kenntnisse seien nur schwach, aber unseren Wald würde ich
wohl zu handhaben wissen, argumentieren die beiden.

All mein Sträuben ist überwältigt; ich soll in wenigen
Tagen aufbrechen. Stuart ist in der Mine, Ward in der
Küche nicht abkömmlich; er wird auch meine Korrespondenz
übernehmen. Ich soll das Fällen und Zerlegen des Gruben-
holzes überwachen, soll einen Teil unseres gemeinsamen Be-
sitzums in allerpersönlichste Verwaltung nehmen. Meine
verschiedenen technischen Projekte müssen eine Zeitlang, auf
vier Wochen, ruhen bleiben. Die Holzlieferungen sind fortan
das Wichtigste!

Ich kann noch meinen Mitregenten dankbar sein, daß
sie mir gestatten, jeden Sonnabend auf der Grube einzut-
reffen, um am Montag früh bei Tagesgrauen wieder ins
Gebirge zu reiten.

Nun lebe ich schon ein paar Tage im Hochgebirge. Zu-
nächst ist es mir schrecklich erschienen, mich von den Freunden
zu trennen, so sehr hat uns ein Monat unseres Lagerlebens
zu einer Familie zusammenwachsen lassen; aber schließlich habe
ich Geschmack an dieser Einsamkeit des schönen Waldtales
gefunden.

Vielleicht wollte ich so recht einsam sein. Der vorsichtige
Ward hatte mir geraten, wenigstens einen halbwegs zue-
lässigen Mann, unseren Boten Josef, mitzunehmen. Er
fürchtete allerlei Unheil von der noch ganz rein indianisch

Acht Tage später traf ihn beim Stürmen ein Eisenstück in den
Oberarmel.

Er sank nieder. Als er wieder zu Bewußtsein gelangte, war es
Nacht. Rings um ihn war die Luft mit Stöhnen, Seufzern und
abgerissenen Schreien erfüllt. Die Kanonen donnerten noch immer,
und die Gewehre knatterten nicht weit von ihm aus einem feind-
lichen Schützengraben. Beim Dämmerlicht des Sternenhimmels sah
Dietrich, daß er zwischen Leichen lag. Einige hatten die Augen ge-
schlossen, andere starrten mit gebrochenem Blick zu den Sternen
empor. Dietrich kühlte das Blut aus seiner Wunde sichern und
preßte die Hand darauf. So lag er zwei Nächte und einen Tag,
ehe er von Kameraden in der Dunkelheit geborgen wurde.

Er kam ins Stappenlazarett und wurde eine Woche später nach
Deutschland befördert, in das Lazarett einer kleinen, ihm bis dahin
unbekannten Stadt im Norden.

Als die Fleischwunde notdürftig geheilt war und Dietrich, gestützt
auf zwei Stöcke, ausgehen durfte, ver wünschte er diese Stadt mit
den engen, langweiligen Gassen, in die kaum das dürftige Licht der
kurzen Wintertage hineindrang, wo der Rebel fast immer über den
Dächern hing und die Menschen wortfarg und griesgrämig ihres
Begehres gingen. Aber dann nahm ein Kamerad ihn einmal zu einer
bekannten Familie mit, und da wurde diese öde, dunkle Stadt frei-
lich über die Wachen hell und weit und sonnig, mochte es auch
schneien, regnen, säkürnen und der Hagel vom Wasser her wie Pa-
schingengewehrfeuer gegen die Scheiben prasseln.

Run ja, das alte Lied: ein Mädchen.
Ein Mädchen von siebzehn Jahren mit braunem Teint und
guten braunen Augen, mit langen schwarzen Flechten im Nacken
und voll von heiterem Sinn und wuselnder Lebhaftigkeit.

Eine Pigeunerin, durch irgendeine Laune der Natur in dieser
korrekten, bedächtigen und sinnesfähigen norddeutschen Familie zur
Welt gekommen.

Marie hieß sie und Marie rief man sie.
Ja, es war ein Widerspruch. Und Dietrich sagte, als er etwas
warm in der Familie geworden war: „Juliska müßten Sie heißen.“
Da lachte Marie hell auf; er meinte, in ihrem fröhlichen Blick
etwas wie Dankbarkeit zu sehen.

Die Mutter aber sagte trocken: „Das laßt sich so nicht machen, es
ist. Ich heet so.“ Und dann strichte sie ruhig weiter an den
Strümpfen für ferne Vaterlandsverteidiger.

Marie besaß nicht genügend Sigmund dazu, aber sie widmete
sich nun mit Ausdauer und Hingebung der ebenfalls patriotischen
Aufgabe, einem verwundeten Krieger über das holzerige Pflaster
und die mit Schnee und Glätteis bedeckten Trottoirs zu helfen. Sie
mußte manches Wiswort über ihre nie ermüdende Hilfsbereitschaft
einflechten, aber das minderte ihre gute Laune nicht.

Sie sah Dietrich stehend unter den Arm und zeigte ihm die
Schönheiten der Stadt, für die er nun überraschend schnell Auge und
Verständnis gewann. Hier und da stand ein behärrtes Haus mit
spitzen Giebeln und verschörkelten Aufschriften, das mit kleinen, blei-
gefärbten Scheiben, wie mit blinddunklen Augen aus vergangenen
Jahrhunderten herüberstarrte. Da war ferner ein kleiner, einsamer
Stadtpark, um dessen Weize kein anderer sich kümmerte, und der
doch immer wieder den Verwundeten und seine Helferin anzog.

Dietrich hatte sein Tagebuch kommen lassen; Empfindungen und
Gedanken drängten jetzt wie ein wibbelndes, kribbelndes Meer von
Wäulen aus ihm hinaus.

Marie fand alles, was er schrieb, wunderschön: „Aber das
Schönste“, sagte sie, „ist das von der Hochzeit und Pfingsten.“

Freilich. Sie war ja ein Mädchen, mochte sie nun Marie oder
Juliska heißen.

Um die Ostern herum, gerade als die Stadt und der Park an
Licht und Schönheit noch wesentlich gewonnen, erklärte der Arzt
Dietrich Ortmann für vorläufig garnisondienstfähig. Das bedeutete
den Abschied.

Es gab Tränen und Schwüre.

Als Dietrich im Zuge sah, der ihn nach einer mitteldeutschen
Garnison trug, hatte er Mühe, sich in der harten Wirklichkeit zurecht-
zufinden.

Noch immer war Krieg, noch immer zerfleischten die Völker ein-
ander, und draußen auf den Feldern sproß und keimte in Sonne
und Sturm die ewig tätige, freudig aufbauende Natur.

Den Liebesliedern im Tagebuch folgte ein bitterer Regt. Er
kann nicht gedruckt werden.

Wiese und Garten stogen hin und her, zahlreich wie die Tage.

Und kurz vor Pfingsten gelangte ein Telegramm an Marie. Es
enthielt nur die folgenden, mit Blaukitt geschriebenen Worte: „Muß
wieder ins Feld. Bitte sofortige Kriegstrauung hier. Dietrich.“

Es kann nicht viel anders sein, wenn eine Granate in das Dach
eines friedlichen Hauses fährt.

geliebten Bevölkerung der Sierra. Aber ich mußte nicht
recht, was ich mit dem Burischen die vier Wochen lang an-
fangen sollte, und der Alcalde Capriano, der uns den Wald
verkauft, hat einen gar so fürchtbaren Eindruck nicht
gemacht.

Mit welchem unglücklichen Vergnügen sehe ich den herr-
lichen Zug der Berge nun zum zweiten Male vor mir aus
der fruchtbarsten Ebene des Rio Verde weit jenseits unserer
silberhaltigen Wüste emporragen! Wie ein schöneres, seligeres
Land scheinen ihre bläulichen Rücken vor mir dazuliegen. Und
rauh lasse ich mich von meinem Pferde aus der sumpfigen
Ebene mit den dichten Dickungeln von Zuderrohr, den
Balmehainen und rotflammenden Granatensträuchern das
Tal aufwärts tragen. Jetzt geht es durch Mais- und Pulque-
felder; ab und zu durchstreife ich ein Gebüsch von mächtigen,
uralten Zypressen, deren Stämme oft viele Männer nicht um-
spannen können, oder einen Haun von dunkelgrün besaunten
Eichen, bis in der größeren Höhe auch diese seltener werden
und weite Matten die Bergabhänge bedecken, auf denen die
Kinderherden eines um eine weißgetünchte Kirche gruppierten
Dorfes weiden. Doch ich halte mich in meiner Herberge
nicht lange auf; es treibt mich den schönen Nachmittag hoch
in den Bergen zu verleben. Ich folge auf holprigem Pfade
dem Bache immer weiter; mächtige Felsen aus Granit ver-
engen die Schlucht, die immer steiler wird. Dann aber weitet
sie sich wieder zu einem breiteren Tale aus, das mit einem
kleinen Walde von Bäumen und Eukalyptusbäumen bewachsen
ist — unserem Walde; auf beiden Seiten des Baches ragen
die schlanken Stämme zwischen den Felswänden zur Sonne
empor. Noch weiter aufwärts schließt das Tal nach Norden
eine steile, nur spärlich bewachsene Berglehne ab, von der unser
Bach in kleinen Raskaden hinabfließt; und hinter dieser Berg-
lehne beginnt das zerfissene Felsenmeer des Hochgebirges,
über dem die Seeadler wie kleine, schwarze Punkte am
Himmel kreisen. Doch ich wage mich nicht weiter vorwärts;
ich steige von meinem Pferde und lasse es grasen; im Schatten
lege ich mich auf eine demooste Felsplatte und blicke durch
die Nadelbüsche der Baumkronen zum blauen Kether.
Täglich bin ich seitdem hier hinaus gezogen.

Habe ich eigentlich früher jemals gewußt, was ein Wald,
ja was ein Baum ist? Ich zweifle daran. . .

Diese schönen Bäume! Viele, viele Jahre sind sie alt
und haben den Stürmen, die über das Gebirge fegen, und
den Blüten des Himmels getrockt und sich mit ihren Wurzeln

Sie sprachen, feuerten und weinten durcheinander. Sie berieten
und schalten und ereiferten sich.

Die Mutter wollte nicht, der Vater hielt es für die beste Lösung.
Die Meinung der Geschwister war geteilt. Und Marie sagte immer
wieder fest und ruhig: „Ich fahre!“

Zwölf Stunden später sah sie auf der Bahn. Der Vater be-
gleitete sie. Er war ein wortfarger Mann und überließ die Tochter
ihrem Schicksal. Sie kam nicht los von den Worten des Tagebuchs:
„Wenn ich einmal Hochzeit mache, soll es auf einer Wiese am Wal-
drand sein. . .“

Und nun war's eine kleine, verräucherte Stadt, ein enges Amts-
zimmer, und sie trug keine Blüten im Haar und keine freie Freude
im Herzen.

Dietrich steckte ihr einen Strauß Maiglöckchen an die Brust, und
ein Beamter vollzog in trockenem Anstich die Trauung.

Dann gingen sie, das Paar, der Vater und ein Kamerad
Dietrichs, in ein Restaurant, ließen sich ein Extrazimmer geben,
aßen etwas und tranken eine Flasche Wein.

Die Fenster des Raumes gingen auf einen trüben Hof hinaus,
wo Wagen standen und Käffer lagerten.

Die Sonne drang nicht bis hier herein, und Marie fröstelte.
Der Kamerad Dietrichs versuchte einen fröhlichen Ton anzuschlagen,
aber die anderen lächelten nur gezwungen.

Es lag wie eine schwere Drohung über allen. Ein Schweigen,
so fest, daß niemand es brechen konnte. —

Noch am Abend erfolgte der Ausmarsch zur Bahn.

Marie hatte die Maiglöckchen von der Brust genommen und sie
auf Dietrichs Gewehr gesteckt. Sie selbst hing an seinem Arm wie
ein schweres Gewicht und kämpfte unablässig mit den Tränen.

Er blickte starr geradeaus und hörte nicht, daß ein Lied an-
gestimmt wurde.

Vor seinem inneren Auge stieg die Hochzeit empor, die er sich
einmal vorgestellt hatte. Jene Hochzeit voll Licht, Blüten, Freude
und tiefem Naturbewußtsein.

Er sah sein Mädchen und sich und die Freunde sprühend vor
Lust am Waldrand tanzen, sah weit hinaus die Welt in Blüten und
Fruchtverheißung. Saß Schaffen, Wäzen, Reiserwerbten.

Und je länger er nun mit steifem Genick starr vor sich hinblickte,
desto mehr verwandelte sich das Bild. Vollen kamen und die Sonne
verschwand. Er stand allein am Waldrand, die Blüten erloschen und
die Ferne ward dunkel.

Und so weit wie er sehen konnte, bis in den dunklen Horizont
hinein, stammten unzählige blutrote Blumen auf. . .

„Komm wieder, Dietrich, komm wieder!“

Er hörte es erst, als er im schwebenden Zuge zwischen den
Kameraden sah und der dicke, schwarzgelbe Qualm der Lokomotive
die blühenden Wiesen verbarg.

An der Tiroler Südgrenze.

Heiß brannte die Julisanne, als ich mich von dem 1200 Meter
hoch, an der Hauptstraße Franzensfeste-Norburg gelegenen
Toblach auf den Weg gen Süden machte. Hier, auf der Hoch-
fläche von Toblach, entspringt die Drau; sie fließt nach Osten, durch
Kärnten und Südtirolermark durch, wo sie von den Slowenen
Draue geheißt wird, vereinigt sich mit der Sau (Sava) und
fällt dann, wie man weiß, bei Belgrad in die Donau. Nach Westen
aber entwässert sich die Toblacher Höhe zur Etsch, die bei den
Italienern Adige heißt und mit dem Po in der Adria aufgeht.
So ist die Toblachplatte eine wichtige Wasserscheide zwischen dem
Mittelmeer und dem Schwarzen, dem gästlichen Meer der Äten.

Vom Drautal, das viel bekannter unter dem Namen Pustertal
ist, gehen eine Menge Quertäler ab: nach Norden in die
Hohen Tauern hinaus, zu den Hebrgingen und Pustertal nach
Salzburg und Nordweststeiermark, nach Süden aber gegen Italien
zu, und da teilen sie die südlichen Kalkalpen in eine Anzahl
Gruppen, die einander in mozeitlicher Grobortigkeit nichts nah-
geben. Es sind die Dolomiten, jene von Wind und Wetter
in ungezählten Jahrtausenden umtostet, angegriffenen und auf
das äußerste zerfressenen, zerklüfteten Kalkgebirge, die
den Kletterern unerhöfliche Gelegenheiten zu den gewaltigsten
Leistungen an Körperkraft und Schärfsinn im Wettervoraussehen
und Griffe-Erfunden geben, und von denen manch ein Lutz und
Nack und Grat noch nie von einem Menschen Fuß betreten ward,
so viele auch ihr Leben daran gewagt und darum geopfert.

Bald hinter den großen Hotelbauten von Toblach tritt die
Strache — eine Kunst- und Prachtstraße allerersten Ranges, wie
man sie in Oesterreich, und besonders dort unten in den Grenz-
gebieten gegen Italien häufig findet — zwischen die hohen Berg-

tief im Felsgesteine verankert; sie überdauern in ihrer Kraft
Tage und Jahre. Nichts vermag sie zu erschüttern; sie
leisten allem Widerstand; nur einem sind sie nicht gewachsen;
der Art des Menschen, des Herrn aller Dinge.

Manchmal bereitet es mir Angst, in den Wald hinein-
zugehen. Ich wandere zwischen den Stämmen einher, wie
ein tüchtiger Zweg zwischen Wesen einer höheren, edleren
Art, die durch einen abscheulichen Zauber zur Wehrlosigkeit,
zur Kraftlosigkeit verurteilt sind, die aber im Tiefsten ihrer
Seele erittern, wenn ich mit einem Stück Fötel das Argz
daran zeichne, das sie zu qualvollem Tode, zur Vernichtung
verurteilt. Es ist ein böser Zweikampf, wenn der Gegner
mit verbundenen Augen, mit verschürzten Händen seinem
Schlächter gegenübersteht, und es ist ein eigen Gefühl, hier
Denker spielen zu müssen. —

So ganz einfach ist es nun doch nicht Holzschläger zu
sein. Es will alles gelernt sein. Wir wird jetzt erst klar,
was es heißt, die Maria Carmen mit einer gewissen Menge
Holz zu versorgen. Eine Abnung steigt mir davon auf, daß
ich noch niemals, in meinem ganzen Leben nicht, mich an
eine schwierigere Aufgabe herangewagt habe. Stuart und
Ward wußten wohl, warum es sich handle, als sie einen von
uns dreien zur persönlichen Leitung des Geschäftes be-
stimmten.

Vier verschiedene Größen von Holz hat Stuart bestellt;
die eine als Stützen, die andere als Querstücke, die dritte als
Tragebalken für das Dach und eine vierte als Schienen-
schwelle. Abfälle sollen, soweit sie wertvoll, als Brennholz
geliefert werden.

Das eine ist mir als Grundprinzip meines Vorgehens
klar geworden: ich lasse nur solche Bäume schlagen, aus denen
wenigstens ein Stück der größten Dimensionen zu erzielen
ist. Die kleineren Sorten werden sich dann schon von selbst
ergeben. So wird der Wald wenigstens einigermaßen ge-
schont, alle kleineren Bäume bleiben stehen. Aber es erhöht
den Aufwand der Arbeit, der Kosten gar sehr, da es so viel
Mühe macht, die schweren Stämme zwischen dem kleinen
Holze hinauszuschaffen.

Und ist der Baum geschlagen, liegt er endlich auf der
Lichtung, wo die Sägeböde aufgestellt sind, so gibt ein jeder
ein schweres stereometrisches Problem zu lösen; nämlich das
Holz möglichst nutzbringend zu zerschneiden. An der ersten
Linie stand ich früh einen Vormittag, ehe ich wußte, wie ich
sie zerlegen sollte.

leben. Steil richten sie sich auf, noch verdeckt das schwarze Grün, das seiner Kalkstaub leicht überzieht, den Felsen. Bald ist man an dem leuchtend grünen, eisalten Toblacher See, mit einem Hotel daran. Nun steigt die Straße langsam, aber stetig weiter. Die Bänke werfen eine quälende Hitze zurück, und der Tourist, der ausgeruht von Toblach herauskommt, mag recht wohl die Kaiserlich-patrouille bedauern, die da oben von den Bergen auf unsichbarem, selbstgewähltem Pfad niedersteigt, grau und grün, den Stufen über dem Rücken, den Bergstock oder Eispickel in der Rechten und das Edelweiß mit der Spielhahnenfeder auf der Kappe. Sie haben wohl da oben Besuche gemacht in den Felsen und geben jetzt auf Brunnen oder Liens „ein“ (hinein), wo zunächst einmal ein „Bierlein“ die Müden erfrischt wird. Denn der Tiroler Spezial macht nicht müde, der erfrischt, den sonst woltern trübsen!

Da braust und donnert von Toblach her was heran. Kalkstaub wird die heiße Luft, vorbei saust und hinauf ein mächtiger Wagen, das A. N. Postauto der Dolomitenrundfahrt, nach Tre Croci, dem Palzarego, dem Pordojoch, dem Rifurinafer und so halt in die schönsten Gegenden hinein. Aber auch der Wanderer kommt vorwärts und ist endlich in Landro, von dem ich augenblicklich nicht mehr weiß, ob es auf Deutsch Döhlen, Buchen oder Dürrenstein heißt. Sehr italienisch ist das Dörfchen schon nicht, denn von den paar Einwohnern sind sicher ein großer Teil Angehörige der Grenzstädter, Financier, Gendarmen usw., und da bleibt für sonstige Bewohner in den paar Häusern überhaupt kaum noch Platz. Aber was Landro vergessen ist's beim ersten Blick in die Höhe. . . Da geben die Bänke auf der linken auf einmal den Blick frei, und was für einen Blick! Ein Felsenfels aus graugrünem, wildem Stein; oben plattet sich's ab, und aus unendlichem Geröll und Ewigleitschutt steigen da die drei Zinnen auf, daß einer, der es zum erstenmal sieht, schier an Leben und Sterben verzweifelt. Stehen da, breit und mächtig in ihrer steinernen Nacktheit, rot glüht der Kalkstein ihrer Massen, stehen und ragen in den südblauen Himmel in der lastenden Sonnenstille. Drei nebeneinander, drei Riesentürme, jeder für sich und alle drei doch zusammen. Und weit hinter ihnen her schaut das Gigantenhaupt des gewaltigen Langlofers hervor. . .

Unten auf der Straße sch ich jetzt auf einmal eine schwarzgelbe Stange mit einer Schrifttafel drauf: Das Photographieren wird strengstens verboten; Verhaftung, Bestrafung. Warum? Wo, wer ein paar Schritte weiter geht, merkt es schon. . .

Eine Drehe der Straße entzieht dem Blick die drei Zinnen. Aber es gibt bald Ersatz — und auch nicht von schlechtem Eltern. Tut sich da an einem kleinen Seelein wieder ein Dörfchen auf, Schuderbach genannt — gar nichts Italienisches dabei — ein Tiroler Dörfchen eben. Jetzt noch ein paar Meter Weg — und da ist er: der Monte Cristallo. Braunroter Fels sind die zwei ungeheuren Türme, zerfällt, voller Schroffen, da wie abgefeilt, dort wie gesprengt, und doch in wuchtigem Zusammenhalt wie aus lauter Platten aller Größen und Formen aufeinander gebaut. Und wenn's nur das wäre! Aber da blüht und gleißt weiß und grün der Schnee von den Felsen, da breiten sich Eisfelder in der glühenden Sonne, die nur den und jenen grauen Fleck erst hineingebissen hat. Droben die Kletterer werden freilich diesen Stellen sorgsam ausweichen. . .

Und jetzt steht unten an der Straße wieder ein Pfahl, aber da ist die Inschrift kürzer:

Kaisertum Oesterreich,
Land Tirol,
Bezirk Liens.

Und ein paar Meter davon eine rot-weiß-grüne Stange, und auch ein Schild darauf: Italien.

Wieder macht die Straße eine Wendung, sie senkt sich, und fast sieht es aus, als endete sie in einem dunklen Rund von Kalkwänden und grünen Nadelbäumen; dazwischen ein festgebautes, aber nicht einladendes zwei Stock hohes Haus, das erste italienische. Eine Osteria, eine Kneipe. In dieser Stelle war damals außer den Pfählen nichts von einer Grenze zu sehen. B-n.

Theater.

Deutsches Theater: „Die Mitschuldigen“ und „Das Jahrmarktsfest von Plundersweilern“ von Goethe.

Der Abend brachte ein Lustspiel des zwanzigjährigen, noch unbekanntem Goethe und eine Farce, in der der fünfundsiebenzigjährige, nachdem er mit seinem Götz und Werther das ganze junge Deutschland zu förmlicher Begeisterung fortgerissen, seiner Freunde an moralisch-parodistisch derdem III frei die Jügel schießen läßt. Beides aus der Laune des Tags und für den Tag rasch hingeworfenen Szenen, die heute wesentlich nur noch das Interesse von literarischen Reminiscenzen haben.

Die „Mitschuldigen“, zu denen wohl Erlebnisse der Leipziger Studentenseit den Anstoß gaben, bewegen sich mit ihren gemeinten Alexandrinern im Geist und den Weisheiten der damals überall als Vorbild geltenden französischen Komödie, wobei der Fahrrei dergebrachter Weise als komische Figur gilt. Der Goethesche betrunten

Und dann die Schwierigkeit mit den Arbeitskräften! Es gibt unter den Indianern meines Dorfes einige ganz geschickte Burjchen, die wohl die Art zu schwingen verstehen. Aber sonst sind diese Lasten recht eigenartige Wesen. Sie sind wie die Kinder: im Guten leicht zu leiten, besonders wenn man über ihre allzu große Bequemlichkeit ein wenig das Auge zudrückt; doch sie werden störrisch und eigensinnig, wenn man sie etwas schärfer ansieht, sie energisch zu größerer Straftentfaltung anspornt. In ihrem Charakter sind sie gerade das Gegenteil von Stuarts Westigen; die sind nur unter der Strenge gutwillig, aber mit freundlicher Behandlung würden sie sich nicht regieren lassen.

Wie oft habe ich anfangs die Geduld verloren, wenn mir die Leute ihre paar Realen täglich durch allzu geringe Dienstleistungen erkaufen wollten; manchmal suchte mir die Reitweise recht sklaventhalerisch in der Hand, aber ich behämmte mich; ich stehe allein hier, ohne Hilfe der Freunde, inmitten einer halbwildem Bevölkerung; und Misset wäre auch das wenigst geeignete Mittel, diese Kinder an sich zu fesseln. Ich habe also Gelegenheit genug, die mir schwerste Kunst, die Geduld, zu üben.

Ich hatte mir vorgenommen zu meinem ersten Besuche im Minenlager eine Sendung Holz, wenn auch eine noch so geringfügige, mitzubringen. Ich war daher herzlich froh, als ich schließlich ein paar Stämme sauber geschält und geschnitten auf dem Plage liegen hatte.

Der Transport aber war schier noch schwieriger als das Fällen und Verjagen. Das will eben auch gelernt sein.

Ich hatte für diese Reise nicht den gewöhnlichen Pfad talabwärts, die endlose Straße am Südbahne des Gebirges gewählt, die über den Durchbruch des Rio Verde auf gewaltigem Umwege in unsere Wüste führt, sondern ich entschloß mich zu dem kühnen Unternehmen, fast der Luftlinie folgend über den Grat der Sierra nach Norden vorzudringen. Dieser Weg ist weit unbequemer, bietet aber außer der Kürze noch den großen Vorteil, daß die eigentliche Talfahrt über einen sehr ausgedehnten und sehr steilen Bergabhang stattfindet, auf dem die Lasten durch ihre eigene Schwere hinabgleiten.

(Fortf. folgt.)

Ehemann ist obenreine ein Lieberjan, ein Spieler und Dieb. Der dem galanten Kurmader seiner hübschen Frau das Geld zur Zahlung einer Spielschuld stiehlt und darin eine Art Rebange sieht. An einer Stelle blüht in den Worten des pfiffigen Lumpen sogar etwas wie eine Figarowendung auf, der Groll des Desaffizierten wider die reichen Aristokraten, denen ihr Geld das Privileg jedweder Willkür leiht. Die Pointe ist, daß jedes Glied der sauberen Gesellschaft im Glashaus sitzt und darum nach dem andern, der ihm Unrecht tut, nicht Steine werfen sollte. In der Erkenntnis feiert man Veröhnung. Aber diese Moral tritt nicht als überlegene ironisch-schneidende Satire, viel eher als behaglich schmunzelnde Lebenslustigkeit auf, die an den allgemeinen Gaunereien im Grunde nichts auszufehen findet. Es steckt im Stücke ein gut Teil jenes jugendlichen Jhnnismus, in dem jugendliche Vertrauensseligkeit nach den ersten harten Enttäuschungen so leicht, für eine Zeitlang umschlägt. Das wäre zu ertragen. Viel merklicher wird die Lustspielwirkung beeinträchtigt durch die Gewalttätigkeiten der Erfindung. Denn der alte Birt, Sophiens Vater, um einen Brief, der seine hemmungslöse Reugier reizte, von dem befohlenen Gaite zu erhalten, die eigene Tochter, die er im Verdacht hat, als Diebin angibt, wird man dabei die peinliche Empfindung trauer, auch noch so weit gesteckte Grenzen schwanzmächtiger Karikaturenfreiheit überschreitender Anatur nicht los. Wahmanns Versuche, dieser unmöglichen Figur durch possenmäßige Drossel aufzuhelfen, hatten nur mäßigen Erfolg. Viensfeldt war ein guter, der hier so naheliegenden Versuchung des Uebertreibens Flug ausweichender Söller, Winterstein ein stillvoller aristokratischer Don Juan, Johanna Terwin eine reizende, tollkühnhaft stierliche Sophie.

Die Aufführung der Jahrmarktsfarce, der Robitität des Abends, zeigte wieder Reinhardts phantastisch originelle Inszenierungskunst. In fröhlichem Gedränge schwirren die Jahrmarktstypen, die Ausrufer und Ausruferinnen, unter denen Johanna Terwins Eidschäpjenunge und die Tänzerin der jungen Katharina Sterna besonderen Beifall fanden, durcheinander. Eine Extra-Überraschung bot das Puppenspiel der travestierten Eitherragodie, das beim Leben kaum irgendeinen Eindruck macht. Doch gerade diese Episode mochte Reinhardt, den Regisseur, zum Bühnenerperimente am meisten gelockt haben. Der Einfall, die Schauspielerei wie richtige Kasperfiguren an Drähten hängend mit zappelnd edigen Arm- und Beinbewegungen vorzuführen, erwies sich als ein außerordentlich lustiger Treffer. Der Hermann Viensfeldts, der den Perseuskönig teuflisch animiert, den Rarochai samt allen anderen Juden seines Reiches aufzuhängen, war mit schillerschwarzem Schnurbart, knallendroten Boden und hölzernen höhnischen Habagelächter das Ideal eines verdurrteten Kasperbösewichts. Glückselig strahlend, die Erregtheit nur durch die rutschend hupsenden Bewegungen auf seinem Thron vertatend, nahm Wahmanns forpulerter asiatischer Despot die Drahtensaat, die ihm der andere in die Ohren träufelt, entgegen. Im zweiten Teil der Tragedie schloß Leopoldine Konstantins Eitherr, die als fürstliche Witwe ihres Gatten Rarochai Verschwürungen, beim Könige für ihn zu bitten, mit zuckersüßen Stimmchen freundlich abweist, den Vogel ab. Die Form, die so der Text erhielt, entschädigte für viele heut sonst toten Stellen. Jedes das fehlen jeder inneren Beziehung der Parodie zu dem in solcher Breite ausgemalten Jahrmarktstreiben, das aphoristisch Skizzenhafte des Entwurfes, das sich zu keiner zusammenfassenden Pointe auspricht, ließ es im ganzen nicht zu einer vollen ungebrochenen Stimmung kommen. Die Untheit, in der der Hörer vergebens eine Einheit sucht, erzeugte am Schluß ein Gefühl der Leere. dt.

Kleines Feuilleton.

Der Pfingstochse.

Neben seiner Bedeutung als kirchliches Fest war Pfingsten lange Zeit so recht das Fest der Dörten und der Landbevölkerung. Zu Pfingsten wurde das Vieh zum ersten Male wieder auf die Weide getrieben, und die hinausziehenden Ochsen, Kühe und Kälber erhielten allerlei Puz von Blumen und frischem Grün. Dieses Treiben ahmten dann in den mittelalterlichen Städten auch die Metzger nach. Da aber dort für ein großes Viehtreiben nicht so viel Platz war, so begnügte sich jede Metzgerinnung damit, am Pfingstfeste nur einen Ochsen auszuführen. Dieser wurde aber dafür um so hüner behängt. Alles an bunten Farben, was nur überhaupt aufzutreiben war, Fittergold, Blumen und grüne Zweige wurden aufgehängt, und so ward das Tier umhergeführt und schließlich auf dem Festplatz angehängt. So entstand das Wort von dem Pfingstochsen, mit dem man jetzt auch einen Menschen bezeichnet, der sich auffallend bunt und unharmonisch heraussticht. In den Städten ist heute der vierbeinige Pfingstochse nicht mehr anzutreffen, aber auf dem Lande ist vielfach die bunte Ausschmückung eines Ochsen zum Pfingstfeste noch immer im Gebrauch. Kamentlich die Bewohner einiger Bezirke Mecklenburgs puzen noch in jedem Jahr einen Pfingstochsen aus.

Entstehung und Dauer des Pfingstfestes.

Bis zu Beginn des vierten Jahrhunderts wurde die gesamte fünfzigjährige Zeitspanne nach Ostern mit dem Namen Pentecoste, der fünfzigste Tag nach Ostern) bezeichnet, und es gab noch kein eigentliches Pfingstfest. Dessen Einführung kam erst durch einen Beschluß des Konzils von Eivira im Jahre 305 zustande. Von diesem Zeitpunkt an wurde Pfingsten zu einem hohen Fest, und annähernd acht Jahrhunderte lang ist es dann stets volle acht Tage gefeiert worden. Diese lange Dauer führte aber zu manchen Mißständen, so kam es oft vor, daß die Leute, durch die lange Feier überermüdet gemacht, in den Kirchen Unfug trieben und Ausschreitungen begingen. Das Konzil zu Konstanz vom Jahre 1094 setzte deshalb fest, daß Pfingsten (ebenso wie Ostern) fünfzigstündig nur noch drei Tage gefeiert werden solle. Diese dreitägige Feier bestand dann bis weit ins 18. Jahrhundert hinein. Friedrich II. von Preußen machte erst im Jahre 1773 den Anfang zu einer weiteren Herabsetzung der Pfingstfeiertage auf zwei. Mehr als ein halbes Jahrhundert blieb Preußen das einzige Land mit einer zweitägigen Pfingstfeier, im Jahre 1831 aber trat das Königreich Sachsen der Anordnung Preußens bei. Schließlich gingen auch andere Landeskirchen dazu über.

Läusejagd.

Im Verbandsblatt der Gut- und Filzwarenarbeiter schildert ein Feldpostbrief den „inneren Krieg“ folgendermaßen: „Im Dörfchen T . . . M . . . waren wir allzu reichlich mit den Quälgeistern versehen. Eines Morgens kam unser Doktor beim Stellen der Kompagnie in furchtbar zerknittertem Anzug. Wir lachten. „Nacht nicht“, sagte er, „Ihr habt Läuse, ich auch, wir müssen was ordentliches dagegen tun; ich habe meine Sachen gelockt, so sehen sie nun aus; aber das genügt noch nicht, ich habe Desinfektionsmasse reichlich bestellt, am nächsten freien Tag geht's los. Das Stroh aus den Stuben muß raus, auch Möbel, Betten; der Fußboden wird desinfiziert, dann wäscht sich jeder von oben bis unten mit der verdünnten Lauge, die Kleider werden ebenso gründlich gereinigt, aber auch die Polnischen müssen sich gründlich waschen und reinigen und Ihr paßt auf, daß diese das auch machen!“ Na gut, am nächsten Sonntag ging's los; nachdem wir Soldaten unsere „Kur“ vornahmen, wurden die Polen lebendig, sie hatten es doch nun erfahren, daß sie auch daran glauben müssen.“

Wir waren fertig, jetzt kamen die Polen daran, zuerst die Männer. Der „Banie“ (Herr) mußte anfangen, dann die „Sohn“ (Söhne), das ging noch ganz gut, aber jetzt sollten nun die „Kobietas“ (Frauen) und „Banis“ (Fräuleins) darankommen. Teufel auch, der Doktor hatte doch gesagt, wir sollten aufpassen.

daß alles richtig gemacht wird. Oh, sollten wir nun vielleicht den polnischen Ewas zugeben? Inzwischen rannten diese emsig hin und her wie Ameisen, steckten die Köpfe zusammen, zischelten, wie das werden soll. Na, wir hatten unter uns Rat gehalten, den Frauen wurde das Wasser mit der Lauge zurechtgemacht, dann hieß es: Marsch, hinein in die Stube, gründlich waschen, und wir bleiben derweile draußen. Jetzt waren sie fertig, aber ihre Blicke verrieten schon, daß sie sich veralbert fühlten. Ich machte den Dolmetscher und frage nach ihrem Befinden. Antwort: „Smooth Banie (goldener Herr), das machen wir nicht wieder; es hat schrecklich gebissen.“ Ach Herrje, wir hatten also die Lauge für die Frauen wahrscheinlich etwas zu kräftig gemacht. Die Lauge wurde nun dünner zurecht gemacht und nun kamen „w schiffle Oziedi“ (alle Kinder) an die Reihe.

Glücklich war alles vorbei und wir waren eine Zeitlang sauber, selbst die Polen waren jetzt damit zufrieden.

Offentlich sind wir bald zu Hause, dann sind wir auch wieder zufrieden und die Polen — mögen sich kümmern.“

Die Beschädigung von Dünkirchen.

Ein Genfer veröffentlicht im „Journal de Genève“ Stellen aus einem Brief, den er von einem Augenzeugen der Beschädigung von Dünkirchen erhalten hat. Man liest dort: „Die Beschädigung von Dünkirchen aus solcher Entfernung wird Sie sicher ebenso überrascht haben wie uns. Wer hätte je gedacht, daß man uns von so weit beschließen würde? Die erste Granate fiel auf die Stadt am 28. April um 8.30 Uhr; ihr folgten bald zwei andere und weitere drei um die Mittagszeit. Schon bei der ersten Explosion gab es eine wahnsinnige Panik und die tollsten Gerüchte: es sind Flieger, Zeppeline; es ist ein Kreuzer; am Ende ist es gar ein Schießfehler der Engländer oder der Belgier! Am Nachmittag weiß man es genau: es ist ein Geschütz, das sich vor der belgischen Front befindet und das Dünkirchen aus einer Entfernung von fast 40 Kilometer beschießt! Am nächsten Morgen, von 11.30 Uhr an, fallen in Zeitabständen von fünf zu fünf Minuten 18 Granaten auf die Stadt. Diesmal ist der Schaden groß: das Chor der Martinskirche wird zertrümmert, das Tabaklagerhaus, das alte Arsenal, mehrere Häuser werden aufgerissen, und natürlich gibt es auch Tote. Ein Splitter der ersten Granate sprang aus einer Entfernung von 500 Meter in eine Schreibstube und traf einen belgischen Offizier am Arm. Der Splitter hatte glücklicherweise keine Kraft mehr und wirkte nicht viel anders als ein harter Faustschlag. . . Freitag, um 6 Uhr nachmittags, neue Beschädigung. Zehn Granaten, von denen eine mitten im Militärkazerett explodierte und etwa fünfzig Personen tötete, ver wundete oder unter den Trümmern begrub. Alle Kazerette und zahlreiche Amtsräume wurden geräumt. Was die Zivilbevölkerung angeht, so hatte 80 Proz. der Einwohner Sonnabend die Stadt verlassen. Ich vermag, Ihnen mitzuteilen, daß während der Beschädigung Tauben die Stadt überflogen, um die Wirkung der Schüsse zu beobachten. Seit dem 30. ist nichts mehr vorgekommen. Die belgischen Flieger waren sehr tätig. . .

Von Ipern ist jetzt fast nichts mehr übrig. Die Stadt ist dem Erdboden gleichgemacht, und es ist nicht daran zu denken, daß die Trümmer der prächtigen Tufhallen wieder aufgebaut werden können. Auch Yperinghe wurde beschossen. Augenblicklich kehrt die Bevölkerung von Dünkirchen wieder zurück.“

Die Rückenhaube des japanischen Soldaten.

Die Rückenplage ist in diesem Jahre bereits in sehr starkem Maße aufgetreten, und es ist daher zu befürchten, daß im kommenden Sommer auch unsere Soldaten sehr darunter zu leiden haben werden, wie es bereits in dem vorigen der Fall war. Ueber die englischen Maßnahmen berichteten wir dieser Tage. Auch der Pariser „Temps“ beschäftigt sich mit dieser Frage, und er macht dabei auf die Mitteilungen aufmerksam, die der französische Oberstabsarzt Raignon, der während des russisch-japanischen Krieges bei dem japanischen Heere weilte, über die weitgehenden Vorkehrungsmaßnahmen bei diesem Heer gemacht hat. Man hatte eine Art Rückenhaube hergerichtet, die in der Ausrüstung jedes Soldaten fehlte. Es handelte sich für die Japaner in erster Linie um die Bekämpfung des Sumpffiebers, und man suchte der Uebertragung durch die Rückenhaube vorzubeugen. In allen Dörfern, wo die Truppen einige Zeit weilen mußten, wurde das sumpfige Gelände entwässert, das Austrocknen der stehenden Wasserpfützen wurde von Soldaten oder von chinesischen Kulis ausgeführt. Die Fenster der bewohnten Häuser waren fast immer mit Gaze verhängen, die am Fensterrohmen befestigt war. Vor den Zimmertüren waren Teden ausgebreitet. Endlich war jeder Soldat oder Offizier mit einem kleinen Mückennetz versehen, das den Kopf gegen die Stiche schützte. Dieser Schutz für den Kopf ist ein zylindrischer Saak aus gewöhnlicher grüner Gaze, der von zwei leichten stählernen Ringen und von einer Spirale von gleichem Metall gehalten wird. Die Ringe haben einen Durchmesser von 25 Zentimeter. Der obere Teil des Netzes wird durch ein Stück Gaze geschlossen, die über den oberen Ring gespannt ist, der untere Teil ist offen, um das Durchstecken des Kopfes zu ermöglichen. Am unteren Ring ist eine 20 Zentimeter lange Hülse aus Leinwand, die mittels einer Schnur am Hals zugezogen werden kann. Der Kopf wird in dieser Rückenhaube nicht in seinen Bewegungen gehindert, und sie kann daher Tag und Nacht getragen werden. Der Apparat faltete sich von selbst zusammen und wird durch zwei Knöpfe in dieser Lage gehalten. So zusammengelegt ist das Mückennetz nur 1 1/2 Zentimeter hoch; sein Gewicht beträgt nicht mehr als 50 Gramm.

Notizen.

— Theaterchronik. Im Kleinen Theater geht in Abänderung des Spielplanes Grabbes Lustspiel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ an beiden Feiertagen in Szene.

— Musikchronik. Im Theater des Westens wird die neue Gesangsposse „Der brave Fridolin“ am Pfingstfeiertag zum ersten Male gegeben.

— Konzertchronik. James Rothstein bringt eigene Kompositionen mit dem Philharmonischen Orchester am Donnerstag, den 27., in der Philharmonie zur Aufführung.

— Die Kunstausstellung „Der Sturm“, Potsdamer Straße 134a, ist an den beiden Pfingstfeiertagen von 11—2 Uhr geöffnet. Ausgestellt sind schwedische Expressionisten.

— Der seltsamste Pfingstbrauch ist die berühmte Ethernacher Springprozession, die alljährlich am Pfingstdienstag in der luxemburgischen Stadt Echternach stattfindet. Sie ist ein Dankfest für das Ausschören des Weitzanges, der im 8. Jahrhundert in dieser Gegend gewölkt hat. Die zahlreichen Teilnehmer des Festes führen, durch festgehaltene Lächer miteinander verbunden, unter Begleitung der Geistlichkeit und einer Musikkapelle auf ihrem Zug nach der hochgelegenen Pfarrkirche die Prozession bekanntlich in der Weise aus, daß sie jedesmal nach drei Schritten vorwärts zwei wieder zurücktreten. Auf diese Weise geht man um den Altar herum, auf dem jeder seine Spenden niederlegt.

— Die nutzbaren Radiumvorräte der Erde. Die deutschen hauptwichtigen Radiumvorräte der Erde werden von Dr. W. Petrasch mit 425 Gramm berechnet, worunter auch die wahrscheinlichsten Vorräte fallen. Für die Radiumindustrie sind nach der „Montanistischen Rundschau“ nur die Uranminerale von wirtschaftlicher Bedeutung, und zwar entfällt auf etwa drei Millionen Teile Uran nur ein Teil Radium. Fast alle Uranlagerstätten sind an die Nachbarschaft von Granitmassen gebunden. Bekanntlich befinden sich in Joachimsthal die reichsten Vorkommen an radiumhaltigen Erzen. Von Bedeutung sind ferner die Vorkommen an radiumhaltigen Erzen von Schönfeld und Betschau an der böhmischen Fortsetzung der Eisenstoder Granitmasse sowie die Lagerstätten von Cornwall und Portugal.